KULTUR NEU ENTDECKEN

SWR2 Essay

Das richtig schlechte Gefühl

Von Pascal Richmann

Sendung: Montag, 22. März 2021
Redaktion: Michael Lissek
Regie: Alexander Schuhmacher
Produktion: SWR 2020

SWR2 Essay können Sie auch im **SWR2 Webradio** unter www.SWR2.de und auf Mobilgeräten in der **SWR2 App** hören – oder als **Podcast** nachhören:
https://www.swr.de/~podcast/swr2/programm/podcast-swr2-essay-100.xml

---

Bitte beachten Sie:
Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Die SWR2 App für Android und iOS

Hören Sie das SWR2 Programm, wann und wo Sie wollen. Jederzeit live oder zeitversetzt, online oder offline. Alle Sendung stehen mindestens sieben Tage lang zum Nachhören bereit. Nutzen Sie die neuen Funktionen der SWR2 App: abonnieren, offline hören, stöbern, meistgehört, Themenbereiche, Empfehlungen, Entdeckungen …
Kostenlos herunterladen: www.swr2.de/app

Die Essay-Redaktion warnt:

Das Lesen von Radio-Manuskripten

kann Ihren Hörgenuss

nachhaltig beeinträchtigen!

Laden Sie sich das AUDIOFILE herunter!

1 /// IM WELTERBE

Wir leben in Freilichtmuseen. Das ganze Jahr bereits, ja; anfangs im Hansaviertel – diesem *The Avengers*-Movie der klassischen Moderne, wo die berühmtesten Architekten ihrer Zeit (richtig, unter den dreiundfünfzig befand sich nicht eine einzige Frau) auf freigebombten Gebiet und anlässlich der Interbau 1957 jeweils ein Haus hatten errichten lassen –, den Sommer über also in einem welterbegeadelten Erdgeschoss, das ich selten verließ, zu gut gefiel es mir dort, auf dem rosenumrankten Balkon, vor dem sich Touristengruppen drängten. Wenn ich Wäsche an ein dafür vorgesehenes Wäschereck hängte, winkten mitunter Individualreisende, fragten, wo sich denn eigentlich der Entwurf von Egon Eiermann, von Peter Pfankuch befinde, oder ihres Durstes wegen gleich nach der Giraffe, deren Kellner das König Pilsener mit ausreichend Schaum servierten. Der Berlin Pavillon beheimatete Burger King. Im Grips-Theater lief noch immer *Linie 1*. Und dann, an einem – wie man in den Nullerjahren sagte – pervers opaken Tag im Oktober zogen wir ins fränkische Bamberg. Die Touristen und mich trennt nun ein Fluss, während sie den Neubau, den wir bewohnen, fotografieren. Die gegenüberliegenden Häuser sind schief, gutsanierte Grotten, in denen sich kleinwüchsige, bucklige Menschen an Stalaktiten die Köpfe stoßen. Solche Eingeborenen waren es auch, die mir erzählten, ihre Stadt sei nur deshalb von alliierter Bombardierung verschont geblieben, weil dichter Nebel die Flugzeuge nach Nürnberg umgeleitet habe. Es sei gewissermaßen, sagten sie und ließen ihre verwachsenen Finger durch die Luft sausen, göttliche Fügung gewesen.

Wir melden uns um. An der Wand hängt ein Kreuz, weil in jeder bayrischen Behörde als – Zitat – „Ausdruck der geschichtlichen und kulturellen Prägung“ ein Kreuz hängen muss. Es ist ein einfaches Holzkreuz. Jesus wurde schon abgehangen. Ich kann mich so schlecht konzentrieren. Ich denke an Dinge, die man abhängen kann: Fleisch, Tage, Verfolger. Ich höre Markus Söder wie er sagt:

Hallo! Ich schwimm in der Norikusbucht. Sensationell. Gib zu, bisschen kalt, aber sauberes Wasser und wunderschön. Das erste Mal in meinem Leben, dass ich in Nürnberg in einem natürlichen Gewässer schwimme. Ich freu mich echt. Viel Spass allen dabei.

Ich gehe spazieren, sehe eine Ritterburg auf einem Hügel, den Dom. Eine Lichtinstallation flackert. Ich lese: Good. Bei einem der beiden O’s erlischt das Halogen: God. Good. God. Good. Ein Mann ruft von einer Leiter hinab: Wir sind hier nicht bei arme Leud. Da bin ich schon ganz woanders. Die Stadt ist so klein. Die Stadt wurde aus Brauereien erbaut. Ich sehe Männer, die Rauchbier stürzen, Männer, die Schweineschultern verschlingen. Aber am meisten sehe ich Jesus-Denkmäler, furchtbar brutale Jesus-Denkmäler, an jeder Hausecke eines. Unter dem blutigsten steht geschrieben: 1945 In Dankbarkeit nach prüfungsvoller Zeit. Mich überkommt ein richtig schlechtes Gefühl. Ich denke: Jede Deutsche glaubt zu wissen, wer ihn gekreuzigt hat.

2 /// BULGAKOW UND GUTE LAUNE

Besser ging es mir in der vom Blitz heimgesuchten Stadt London. Dort lebten wir, Enis und ich, eine Weile, sahen uns Darwins Herbarien an und Duchamps umgedrehtes Pissoir. Wir lasen in Ben Lerners Essay *Damage Control* im Harpers Magazine und drückten mit ihm die Daumen, die monetäre Tyrannei des Kunstmarkts werde endlich überwunden. Bei Lerner lasen wir auch von *Piss Christ* – einem Plastik-Kruzifix eingelegt im Urin des Künstlers und entstanden 1987, im Jahr meiner Geburt. Doch befiel mich in London ohnehin kein schlechtes Gefühl, die Christen waren ok, sogar Newton lag in einer Kirche begraben, von denen viele aussahen, als habe sich ein Nachtfalter zum Sterben niedergelassen. War Enis beschäftigt, versuchte ich das W. G. Sebald-Reenactment zu beenden, das ich im Herbst zuvor begonnen hatte, spazierte runter nach Whitechapel, um Austerlitz' Haus in der Alderney Road zu finden, oder in die British Library, wo ich mir jedes mit Richmann getaggte Buch auslieh, wo ich von G. W. Richmann erfuhr, diesem von Lichtenberg geliebten Experimentalphysiker, und von Kommissar Richmann, davon, wie er den Stiefel-Willy fing.

Als die Zeit in England zu Ende ging und mit ihr die gute Laune, verwies mich Enis zwecks besserer an Bulgakow. Karfreitag waren wir ins verregnete Ramsgate gereist und hatten uns im Royal Victoria Pavilion – einer Dependance jener Alkoholiker-Franchise, die sich in die besten von der Luftwaffe übersehenen Häuser eingemietet hatte, um das Pint für zwei Pfund fünfzig zu verkaufen –, hatten uns also gerade gut, weil mit Meerblick gesetzt, als dreihundert rappelvolle Teenager den bis dahin verwaisten Laden betraten. Dass in Großbritannien jede Form blasphemischen Verhaltens zu Ostern nicht bloß geduldet, sondern vielmehr unterstützt wird (weshalb das Bier noch billiger war als sonst und sich bald ein lustiges Trinkspiel entspann, dessen einzige Regel darin bestand, innerhalb von drei Tagen wieder fit zu sein), war für uns Touristinnen natürlich eine tolle Überraschung. Während Enis eine Fünf-Sterne-Google-Rezension verfasste und an einem Bloody-Mary-Pitcher nippte, den uns ein pausbäckiger Junge in kurzen Hosen spendiert hatte, las ich *Meister und Margarita.* Ende der Zwanzigerjahre (und zu Beginn des 1. Kapitels) trifft sich der Literaturredakteur Berlioz am Moskauer Patriarchenteich mit dem Dichter Iwan Nikolajewitsch – genannt Besdomny („obdachlos") –, um über ein „großes antireligiöses Poem" zu sprechen:

„Ein solches Poem hatte Iwan Nikolajewitsch denn auch geschrieben, sogar in Rekordzeit, nur dass es den Redakteur überhaupt nicht zufriedenstellte. Die Hauptperson des Poems, nämlich Jesus, war von Besdomny in sehr dunklen Farben gezeichnet worden, und dennoch musste nach Meinung des Redakteurs das gesamte Werk neu geschrieben werden. Schwer zu sagen, was genau die Ursache für Iwan Nikolajewitschs Scheitern gewesen war – mangelndes Vorstellungsvermögen oder vollkommene Unkenntnis der Materie – aber sein Jesus wirkte quicklebendig, ganz und gar existent, wenn auch versehen mit allen möglichen schlechten Charaktereigenschaften. Jetzt wollte Berlioz dem Dichter klarmachen: Es kommt nicht darauf an, wie Jesus als Mensch ist, böse oder gut, sondern einzig darauf, dass es ihn als Person überhaupt nicht gibt. Alle Erzählungen über ihn sind Hirngespinste, Mythen eben."

Ich legte das Buch bei Seite und blickte in die blaue Stunde über dem Ärmelkanal. Enis kaute auf einer Selleriestange, dem letzten, was vom Drink noch übrig war. Draußen spielten zwei Dutzend Nackte Rugby in der tosenden See. Ob der Teufel schon aufgetaucht sei, fragte Enis, während sie, um die Kellnerin zu alarmieren, den Sellerie wie eine Standarte schwenkte.

„– Ich bitte Sie vielmals um Vergebung –, sagte der Ankömmling mit Akzent, aber fehlerfrei, – dass ich, ohne Sie erst zu kennen, so dreist bin … Allein der Gegenstand Ihrer gelehrten Unterhaltung war derart faszinierend, dass ich …

Dabei zog er galant das Barett, und den Freunden blieb nichts anderes übrig, als aufzustehen und sich zu verbeugen.

– Habe ich richtig gehört, Sie behaupten, dass Jesus nicht existierte? –

– Sie haben ganz richtig gehört –, antwortete Berlioz bescheiden, – das waren meine Worte.

– Das ist ja entzückend! –, rief der ungebetene Gast aus, blickte sich weiß Gott weshalb verstohlen um und sagte, wobei er seine ohnehin tiefe Stimme senkte: – Entschuldigen Sie meine Aufdringlichkeit, doch ich habe verstanden, Sie glauben darüber hinaus auch nicht an Gott? – Er machte erschrockene Augen und fügte hinzu: – Ich schwöre, ich werde es niemandem weitererzählen.

– Ganz recht, wir glauben nicht an Gott –, antwortete Berlioz, leicht belustigt über die Angst des Touristen, – aber das dürfen wir frei heraus bekennen.“

Das sei ja – unterbrach mich Enis – selbst dann ein guter Gag, wenn man davon absehe, dass diese erste Begegnung zwischen Kulturfunktionär und Teufel ziemlich genau die sarkastische Umkehrung des Verhältnisses Stalins und Bulgakows darstelle, nichts habe der frei heraus bekennen dürfen, so gut wie jedes seiner Theaterstücke sei an der Zensur gescheitert, obwohl er, Bulgakow, ihn, Stalin, sogar mal angerufen habe, jaja, vor allem aber, sagte Enis und trank vom Tomatensaft, verstecke sich darin etwas vom Lyssenkoismus, also jener von Trofim Denissowitsch Lyssenko erdachten, pseudowissenschaftlichen Theorie, die behaupte, die Merkmale eines Lebewesen würden von den Umweltbedingungen bestimmt und nicht etwa von den Genen. Dieser Unsinn – der das sowjetische Äquivalent zur Deutschen Physik gewesen sei –, habe Stalin als Legitimation gedient, von bourgeoiser Genetik zu sprechen, dabei seien doch, sagte Enis, die Mendelschen Regeln gerade für die Datscha der Shit und Jesus im Übrigen genau das, was Pontius Pilatus in Bulgakows Roman über ihn denke: „Der umherziehende Philosoph ist ganz offensichtlich geistesgestört.“

3 /// DER BILDHAUER ERNST BARLACH

Die Jesus-Denkmäler, die ich aus den Kirchen meiner Geburtsstadt Dortmund kenne, sind auf andere, womöglich ärgere Art und Weise abstoßend, als das blutige in Bamberg. Zitieren sie doch jene von Ernst Barlach geprägte, reduziert-expressive

Ästhetik, die penetrant bis zum Kitsch das Innere modelliert; Realismus, obgleich ausgerechnet Barlachs Kreuzigungsplastiken – verglichen mit seinen bekannteren Arbeiten *Schwebender Engel* oder *Lesender Klosterschüler* – kaum an diesen ihm eigenen Stil erinnern. Das beste Beispiel für einen Post-1945-Jesus, der mich abstößt, hängt in der Berliner Gedächtniskirche. So einladend Eiermanns Architektur auch ist, das Interieur zeigt sich als unangenehm deutsche, weil protestantische Selbstbeweihräucherung: Evangelische Märtyrer (1933-1945), Stalingradmadonna und – über dem Altar, dort, wo Egon E. bloß ein Kreuz hatte hinhängen wollen: Karl Hemmeters, das Vorbild Barlach fakender Auferstehungschristus. Die Gekreuzigten meiner Kindheit ähneln ihm: Geometrisch aufgeschwemmte Köpfe, geschlossene Lider – so riesig wie die Kniescheiben ihrer spuchtigen Beine –, Dornenkronen aus Natodraht. Jesus ist nicht gut drauf, blutet aber nie. Als ich mir acht- oder neunjährig die allererste Hostie abholte, hing er derart und zwecks Initiation über mir. Und während ich umständlich kaute, stellte ich mir vor, was sich ein Katholik oder eine Katholikin eben vorstellt, fing zu glauben an: glaubte, dass ich ihn wirklich aß – ja, das auf meiner Zunge und das am Kreuz war ein und dasselbe, zweitausend Jahre abgehangenes Fleisch, sein Leib, der für uns hingegeben wird. Pfarrer Sonntag hatte schon gesagt: Tut dies zu meinem Gedächtnis, und seine Messdiener mit ihren Glöckchen geschellt, als ich mich fürchterlich erbrach; randvoll kotzte ich das Tabernakel. Bald wischte ich mir den Mund am Anzug trocken, stolperte aus der Sakristei und flitzte zum Bürgeramt, wo ich unter Tränen darum bat, aus der katholischen Kirche austreten zu dürfen.

3.1 /// NOCH MAL SORRY FÜR DEN ZWEITEN

Alfred Andersch gönnt Barlachs *Klosterschüler* in seinem 1957 erschienenem Roman *Sansibar oder der letzte Grund* einen Cameo. Hoffend, dass das Buch nicht mehr zur Schullektüre gehört, hier die Plotpoints: Rerik im dritten Reich. Die Hitlerei mach vor gar nichts Halt. Und weil der *Klosterschüler*, entartet wie er ist, von denen bedroht wird, die Andersch raunend die Anderen nennt, soll ein Fischer ihn auf Wunsch des Pfarrers nach Schweden schaffen. Parallel dazu erzählt Andersch die Geschichten des Kommunisten Georg und der Jüdin Judith, die – man ahnt es – als Pendant zum Holzmaskottchen herhalten muss. So weit, so problematisch, entblödet sich Andersch nicht, diese Figuren auch noch an sich und seiner ersten Frau, Angelika Albert, zu orientieren. Sebald schreibt in *Der Schriftsteller Alfred Andersch*, seinem der Poetik *Luftkrieg und Literatur* nachgestellten Essay:

„[Ein Biograph] berichtet, Andersch habe die einer deutsch-jüdischen Familie entstammende Angelika im Mai 1935 geheiratet, um sie vor den Folgen der Nürnberger Gesetze zu schützen, die im September dieses Jahres in Kraft traten, räumt allerdings auch ein, daß ‚die erotische Ausstrahlung' Angelikas und die Umgebung, in der sie lebte – die Alberts waren eine großbürgerliche Familie von einigem Renommee – Andersch zu dieser Eheschließung verleitet haben mögen. Das Argument, Andersch habe Angelika Albert in seinen Schutz nehmen wollen, ist vor allem deshalb nicht aufrechtzuerhalten, weil er ab Februar 1942, nachdem er sich von ihr getrennt hatte, sogleich auch auf Scheidung drängte, die dann ein Jahr später, am 6. März 1943, vollzogen wurde. Es bedarf kaum der näheren Erläuterung, welcher Gefahr Angelika Albert damit ausgesetzt war in einer Zeit, da es weniger um das Inkrafttreten der Rassengesetze als um die möglichst zügige Durchführung der

Endlösung ging. Idl Hamburger, die Mutter Angelikas, war bereits im Juni 1942 aus dem Münchner Judenlager in der Knorrstraße 148 nach Theresienstadt ‚überstellt' worden, von wo sie nicht mehr zurückkehren sollte."

Sebald widmet sich in *Luftkrieg und Literatur* dem Werk derer, die nach 45 als soldatische Schriftsteller ins Ex-Reich zurückkamen oder gleich dort geblieben waren. Angesichts der nahezu vollständigen Nichtexistenz von Texten, die versuchen, einen Umgang damit zu finden, worüber Alexander Kluge dreißig Jahre später in *Der Luftangriff auf Halberstadt am 8. April 1945* schreibt, spricht Sebald von einem „Überlieferungsdefizit", das „auch von der bewußt sich rekonstituierenden Nachkriegsliteratur, von der man einigen Aufschluß über die wahre Lage hätte erwarten dürfen, nicht ausgeglichen" wurde, und vollzieht nach, wie Autoren sogenannter Trümmerliteratur „ein auf die individuelle und kollektive Amnesie bereits eingestimmtes, wahrscheinlich von vorbewußten Prozessen der Selbstzensur gesteuertes Instrument zur Verschleierung einer auf keinen Begriff mehr zu bringenden Welt" entwickelten:

„Der wahre Zustand der materiellen und moralischen Vernichtung, in welchem das ganze Land sich befand, durfte aufgrund einer stillschweigend eingegangenen und für alle gleichermaßen gültigen Vereinbarung nicht beschrieben werden. Die finstersten Aspekte des von der weitaus überwiegenden Mehrheit der deutschen Bevölkerung miterlebten Schlussakts der Zerstörung blieben so ein schandbares, mit einer Art Tabu behaftetes Familiengeheimnis, das man vielleicht nicht einmal sich selber eingestehen konnte."

Das gemeinsam Erlebte musste nicht einmal fiktionalisiert werden, es genügte die großzügig gesetzte Lücke. Als wäre das unmöglich gewesen: zu sagen, wegen und in HH hat's gebrannt, ohne den Feuersturm gleichzusetzen mit der Shoa. Wahrscheinlicher ist, dass kaum jemand dazwischen unterscheiden wollte, dass also das Schweigen über die durchlebten Schrecken auch eine Art prärevisionistischer Trotz war. Sebald interessiert der Fall Alfred Anderschs auch deshalb, weil *Sansibar*, *Die Kirschen der Freiheit* oder *Winterspelt* für dessen Biografie ähnlich verzerrte Projektionen schufen wie die deutsche Nachkriegsliteratur für eine kollektive. Und was tut Andersch? Er verlangt 1944 – inzwischen in amerikanischer Kriegsgefangenschaft – von den Lagerbehörden seine beschlagnahmten Tagebücher zurück:

„Prevented from free writing, up to now, my wife being a mongrel of jewish descent … and by my own detention in a German concentration-camp for some time, these papers and diaries contain the greatest part of my thoughts and plans collected in the long years of oppression."

„Haarsträubend an diesem Dokument ist die penetrante Selbstgerechtigkeit des Mannes, ist die grausige, so oder so von deutscher Perversion inspirierte Bezeichnung Angelikas als ‚a mongrel of jewish descent' und ist vor allem die Tatsache, daß Andersch sich nicht scheut, Angelika, die er in seinem Akkreditierungsantrag bei der Reichsschrifttumskammer verleugnet hat, jetzt, trotz der längst erfolgten Scheidung, wieder für sich zu reklamieren als ‚my wife'."

„Wenn ein moralisch kompromittierter Autor den Bereich der Ästhetik als wertfrei reklamiert, sollte das seinen Lesern zu denken geben.“

Diesen niemals wertfreien Bereich besieht sich Sebald in *Sansibar.*

„Das zentrale Paar (Gregor und Judith) in der Figurenkonstellation des Textes entspricht zweifellos dem realen Paar Alfred Andersch und Angelika Albert. Die Differenz besteht darin, daß Andersch aus Gregor den geheimen Helden macht, der er selber nie gewesen ist, und daß Judith nicht verlassen, sondern von Gregor gerettet und ins Exil gebracht wird, auch wenn sie – [Zitat] ‚ein verwöhntes junges Mädchen aus reichem jüdischem Haus‘ – das so ganz nicht verdient. Kaum etwas läßt sich schwerer verleugnen als Ressentiment. Im übrigen wird Judith gleich bei ihrem ersten Erscheinen in Rerik als Jüdin identifiziert: ‚eine Jüdin, dachte Gregor, das ist doch eine Jüdin, was will denn die hier in Rerik? … Gregor erkannte das Gesicht sofort; es war eines jener jungen jüdischen Gesichter, wie er sie im Jugendverband in Berlin, in Moskau oft gesehen hatte. Dieses hier war ein besonders schönes Exemplar (!! WGS) eines solchen Gesichts.‘ Und ein paar Seiten weiter wird Judith nochmals portraitiert als ‚ein junges schwarzhaariges Mädchen … mit einem schönen, zarten, fremdartigen Rassegesicht (!! WGS)‘„ –

3.2 /// DIE BÜRGER VON WEIMAR

Das war, unnötig zu erwähnen, eine rhetorische Fragestellung. Auf Anregung des amerikanischen Generals Georg S. Patton – der mit seiner Panzerdivision Buchenwald befreit hatte und Christoph Ransmeyr im Roman *Morbus Kitahara* zu Patton’s Orchestra inspiriert: zu der fiktiven Band einer alternativen Realität, in welcher die Deutschen nach Umsetzung des Morgenthau-Plans vorindustriell vor sich hin vegetierten –, auf Vorschlag dieses ikonischen, kurz nach der Kapitulation den Unfalltod sterbenden Generals, auf Befehl Georg S. Pattons legten also tausend Weimarer Bürgerinnen ihren Goethe grad mal bei Seite und machten einen Ausflug in den Wald.

Bürger aus Weimar wurden hierhergebracht. Sie sollten sehen, wofür sie und wogegen wir gekämpft hatten. Sie kamen wie gut gelaunte Touristen in ein Gruselkabinett, aber das hier war die Wirklichkeit.

4. /// WIR SIND ALLE KANNIBALEN

Ich laufe entlang der Regnitz. Bald wird aus dem sportlichen Spaß eine wilde Hatz. Franken verfolgen mich mit ihren Forken. Irgendwo zirpt ein Banjo. Im Flussbett überblenden Szenen aus *Deliverance*. Ich träume auf Deutsch, ich denke: *Beim Sterben ist jeder der Erste* – und obwohl nun auch die Hügel Augen haben, gelingt es mir doch, zu entkommen. Durstig und wie zum Dank darbe ich zu Füßen desjenigen Denkmals, das nach prüfungsvoller Zeit gestiftet wurde. Der Heiland ist so blass, als habe Stalingrads Sonne hinter Wolken festgesteckt wie unsere Wehrmacht im Schnee. Tief dringen die Dornen in das verholzte Gehirn. Und

plötzlich passiert es: das Blut, das eben noch als Lack aus den Wunden quoll, wandelt sich zu echtem; und so knie ich dort, und sauge das Blut aus Jesus' Füßen.

Das erzähle ich Enis, während uns von der gegenüberliegenden Seite des Flusses ein Touristenpärchen fotografiert. Ich schütte Kaffee in zwei Tassen, winke und spreche weiter, seitdem wir hierher gezogen seien, suche mich dieser Albtraum heim, Bamberg bereite mir ein richtig schlechtes Gefühl. Enis zündet mir eine Zigarette an. Das Pärchen bewegt sich, schlafwandelt Richtung Bug. Ich solle Beichtstuhl und intravenös verabreichten Messwein vergessen, ihr sei gerade etwas eingefallen, sagt Enis, Moment, sagt sie und öffnet einen Spiegelartikel von 1985:

„Die Bewohner des Bergdorfes im östlichen Hochland von Papua-Neuguinea wunderten sich sehr: Zwei weißhäutige Fremde kamen eines Tages zu ihnen und fragten sie über ihr Intimleben aus – was und wie, wie oft und mit wem. Die Antworten der Eingeborenen erstaunten wiederum die Bleichgesichter. Bei ihnen, berichteten die Wilden, würden die Knaben etwa vom siebten Lebensjahr an die unverheirateten Männer des Stammes per Mundverkehr (Fellatio) beglücken; kaum jedoch habe ein Mann die Ehe geschlossen, vergnüge er sich ausschließlich mit Frauen – und zwar ausgiebig, Seitensprünge seien statthaft."

Wir stutzen. Sperma-Konsum habe doch wenig bis überhaupt nichts mit Kannibalismus zu tun, Papua-Neuguinea müsse ihr aus einem anderen Grund eingefallen sein, sagt Enis, irgendeines Tabus' oder der Initiation wegen, Sperma jedenfalls solle den Körper verlassen, wenn auch nur einen verheirateten, obwohl sich eine misogyne Missionarin womöglich berufen fühle, Oralverkehr als Vorstufe eines Schwangerschaftsabbruchs zu verteufeln, Verschwendung, Verhütung und so weiter, wer könne das mit Sicherheit sagen, sagt Enis und spielt mir Mutter Teresas Nobelpreisrede vor:

the greatest destroyer of peace today is the cry of the innocent unborn child.

The greatest feeling you can get in the gym – or the most satisfying feeling you can get in the gym is the pump.

If a mother can murder her own child in her womb, what is left for you and for me to kill each other?

Blood is rushing into your muscles and that is what we call the pump. Your muscles get a really tight feeling, like your skin is going to explode any minute. And it is really tight like somebody is blowing air into your muscles. It just blows up and it feels different. It feels fantastic.

To me the nations who have legalized abortion, they are the poorest nations.

It's as satisfying to me as coming is, you know? As having sex with a woman and coming. And so can you believe how much I'm in heaven? I'm like getting the feeling of coming in a gym. I'm getting the feeling of coming at home. I'm getting the feeling of coming backstage when I pump up. When I pose in front of 5000 people I get the

same feeling. So I'm coming day and night. I mean, it's terrific, right? Haha! So you know, I'm in heaven.

Himmel und Ääd, Anjezë und Arnold, Kartoffeln stampfen, Äpfel kochen, in die Blutwurst beißen – jetzt wisse sie wieder, warum ihr das eingefallen sei: Claude Lévi-Strauss' Essay *Wir sind alle Kannibalen*, darin vergleiche der nämlich die in einem bis 1932 komplett isolierten Gebiet Neuguineas auftretende Kuru- mit der weltbekannten Creutzfeld-Jakob-Krankheit:

„Bevor die von der Kuru-Krankheit betroffenen Gruppen unter die Kontrolle der australischen Administration gerieten, frönten sie dem Kannibalismus. Den Leichnam bestimmter naher Verwandter zu verzehren, war eine Art und Weise, ihnen Zuneigung und Respekt entgegenzubringen. Man kochte das Fleisch, die Eingeweide, das Hirn; man bereitete die zerstoßenen Knochen mit Gemüse zu. Besonders die Frauen, die für die Zerlegung der Leichen und die anderen kulinarischen Operationen sorgten, kosteten diese makaberen Mahlzeiten. Man darf vermuten, daß sie sich ansteckten, indem sie mit infizierten Hirnen hantierten und durch Körperkontakt ihre kleinen Kinder ansteckten."

Ihr Entdecker, der Biologe Dr. Carleton Gajdusek, habe zudem nachgewiesen, dass beide Krankheiten miteinander identisch seien, wofür er 1976 – also drei Jahre vor Mutter Teresa – den Nobelpreis erhalten habe. Im weiteren beschreibe Lévi-Strauss:

„Fälle der Creutzfeld-Jakob-Krankheit, die infolge von Injektionen mit Hormonen, die menschlichen Hypophysen entnommen wurden, oder infolge von Verpflanzungen von Membranen aufgetreten sind, die aus menschlichen Gehirnen stammen (die Hypophyse ist eine kleine Drüse an der Basis des Gehirns). Erstere Behandlung dient dazu, Wachstumsstörungen bei Kindern, letztere die weibliche Unfruchtbarkeit zu bekämpfen. Vielleicht wird man sich gegen diesen Vergleich verwahren. Doch welch wesentlicher Unterschied besteht zwischen dem oralen Weg und dem Weg über das Blut, zwischen dem Verzehr und der Injektion, um einem Organismus etwas von der Substanz eines anderen zuzuführen? Manche werden sagen, der tierische Appetit auf Menschenfleisch mache den Kannibalismus verabscheuenswürdig. Dann müßten sie diese Verurteilung auf einige extreme Fälle beschränken und bei der Definition des Kannibalismus andere bezeugte Fälle ausnehmen, in denen er als religiöse Pflicht geboten ist und häufig mit einem Widerwillen, sogar einem Abscheu einhergeht, der sich durch Unwohlsein und Erbrechen äußert."

5 /// IM PARK UND AUSSERHALB

Ich wurde als Tourist zur Welt gebracht. Ihr zweiunddreißig Jahre lang ausgeliefert wie die Pizza einer Pizzafranchise; anfangs im Volksporsche nach Köln – die Stadt, in der meine Großeltern lebten und die, wie Sebald schreibt, ein britischer Bordkanonier noch hatte brennen sehen, „von seinem Platz in der rückwertigen Glaskanzel aus", 1942, als sie „schon wieder hinaus waren über die holländische Küste, ein Feuerfleck in der Finsternis gleich dem Schweif eines reglosen Kometen" –, Köln also, autofreundliche Stadt, tiefe Schneisen aus Beton, das 4711-Haus am Dom, die 4711-Fabrik in Ehrenfeld, neue Architektur. Später brachte mich ein Benz nach Hamburg, Operation Gomorrha, von der meine Großmutter erzählte, abends,

wenn ich im Bett lag, die zugedeckte Alster, Flammenmeer und Inferno: „eine heiße Dämmerstunde am Patriarchenteich.“

„Der inzwischen bereits legendäre deutsche Wiederaufbau, der, nach den von den Kriegsgegnern angerichteten Verwüstungen, einer in sukzessiven Phasen sich vollziehenden zweiten Liquidierung der eigenen Vorgeschichte gleichkam, unterband durch die geforderte Arbeitsleistung sowohl als durch die Schaffung einer neuen, gesichtslosen Wirklichkeit von vornherein jegliche Rückerinnerung“ –

Für Sebalds Argument, mag das stimmen – das Verdrängen fiel leichter, wenn die Straßen breiter waren und nicht jedes Fachwerk daran erinnerte, dass man gestern noch den rechten Arm nicht unter Kontrolle hatte, gut möglich, dass es so auch einfacher war, sich den Nazis in ihren neuen Funktionen anzuvertrauen –, heute aber ist die Wirklichkeit anderswo, an anderen Orten als den ehemals zerstörtesten, gesichtslos, dort nämlich, wo sie ihrer dem ausgebliebenen Luftkrieg geschuldeten Exotik wegen zum Museum wird.

5.1 /// PETER HANDKE NIMMT DAS TELEFON IN DIE HAND UND GEHT IN DIE KÜCHE ZU SEINEM TASCHENKALENDER

Ich fühl mich seltsamerweise, äh, irgendwie auf perverse Art wohl hier. Und zwar weil mir die Welt sich hier so darstellt wie sie eigentlich ist und nicht mit diesen pittoresken Verschnörkelungen wie sie sonst in den alten Quartieren sich zeigt.

Bis zum Sommer 2006 hatte es in Dortmund – abgesehen von einigen Holländerinnen, die alljährlich wegen des Weihnachtsmarkts anreisten – keinen Tourismus gegeben, niemand interessierte sich für die Stadt. Und ausgerechnet in diesem Frühling, am 4. April, zwei Monate bevor „die Welt zu Gast bei Freunden“ gewesen sein würde, wurde Mehmet Kubaşık vom sogenannten Nationalsozialistischen Untergrund in seinem Kiosk ermordet. Davon wollten damals weder Toto noch Harry, der Verfassungsschutz oder das BKA etwas wissen, und darum geht es hier ja eigentlich auch nicht, obwohl es natürlich immer darum geht, wenn vom Deutschland der Nullerjahre die Rede ist, 2006 also, das Jahr als Rechtsradikale einen Dortmunder Bürger erschossen, das Jahr als die übrigen zum ersten Mal Touristen sahen.

Es ist schon eine Seelenlandschaft hier, ja. Ich glaube das ist, dass das Innere hier dem Äußeren entspricht, das Innere der Leute, die heutzutage existieren, entspricht auch der Geometrie des äußeren Anblicks.

„Wenn ein moralisch kompromittierter Autor den Bereich der Ästhetik als wertfrei reklamiert, sollte das seinen Lesern zu denken geben.“

Es ist ja alles hier alles so theatralisch, sehen sie, aber ich glaube schon, dass es so ist, auch im Inneren, dass hier so Grassorten angepflanzt werden, die ausprobiert werden. Also an dieser Stelle ist das Gras, an dieser Stelle wird probiert, die Natur als zweite Natur zu kreieren.

Die mir bekannte Welt war eine Silhouette der Fünfzigerjahre. Nur einmal brachte man mich nach Königswinter, dorthin also, wo die Briten den Pauschaltourismus erfunden hatten. Auf einem Esel ritt ich den Drachenfels hinauf. Mein Vater kaufte mir eine Plastikreplik von Sigfrieds Schwert. Doch den Mittelrhein sah ich erst Jahre später, was nicht zuletzt daran lag, dass Walt Disney für seinen Park – anders als ursprünglich geplant – eine Imitation aus Chlor und Pappmaché abgelehnt hatte. Bayern aber betrat ich dort zum ersten Mal, Disney World, Epcot Center, Florida. Meiner Mutter war das sehr unangenehm, ausgerechnet – und immer wieder, wie sie betonte – Bayern. Mir war das egal, ich liebte Disneys deutsches Land, frisch exkommuniziert trank ich eine Maß und aß eine Brezel, ohne dass mir, dem zartbesaiteten Zehnjährigen, ein Jesus am Kreuz den Appetit verdarb. Dann spazierten wir weiter nach China, ein Land, das ich bis dahin auch nur vom Hörensagen gekannt hatte.

Ich hab ja selber mal in Deutschland in einer ähnlichen Gegend gewohnt, in der Nähe von Schwalbach im Taunus, das war ein bisschen harmloser, aber ich hatte eine seltsame Lust, fast einen Sog zu einer Entpersönlichung, den hier ja vielleicht jeder hat, dass man denkt, grad in dieser Landschaft könnte man dieses alte abendländische scheiß Ich versickern lassen oder ganz neu auftauchen lassen, eben durch ein, durch ein – durch diese gespenstischen Formen.

5.2 /// ALLES BUNDESBAUVERWALTUNG

Alles, was dich umgibt, ist wüst und leer, hörte ich die nicht anwesenden Touristen sagen. Doch gesichtslos ist die gestaltete Wirklichkeit nur so lang, bis sich die Ersten ihr gegenüber affirmativ verhalten. Ich war neun als das Haus der Bibliotheken, diese Ikone der Nachkriegsmoderne, gesprengt wurde. Stundenlang saß ich auf einem Stahlrohrstuhl SE 68 und weinte. Dass gegenwärtig, in diesem Moment errichtete oder abgerissene Architektur besonders prägend ist für jene, die vorgestern, heute oder in zwei Wochen zu Bewusstsein kommen, für die Acht-, Neun- und Zehnjährigen also, scheint so einleuchtend wie brutal, so verheißungsvoll wie dystopisch. Nicht grundlos spricht die katholische Kirche vom Vernunftalter, das Kinder vor der Erstkommunion erreichen müssen. Zwei Beispiele: Im Jahre 8 nach Christi Geburt wurde der römische Dichter Ovid nach Tomis verbannt, wo er seines Heimwehs wegen damit anfing, aus gefrorenem Wein Roms Skyline zu schnitzen, einen Circus Maximus aus Eis auf der gleichsam erstarrten Gischt des Schwarzen Meers. Und: Dresden 45 entsprach exakt dem, was die Nazis den Anfang der Dreißiger Geborenen hatten errichten wollen. In Albert Speers *Erinnerungen* lässt sich nachlesen, wie genau dessen Theorie vom Ruinenwert ermöglichte, dass nur nationalsozialistische Bauten eine bereits antizipierte Vernichtung überstanden:

„Hitler liebte zu erklären, daß er baue, um seine Zeit und ihren Geist der Nachwelt zu überliefern. In der Geschichte eines Volkes gäbe es immer wieder Schwächeperioden; dann aber würden die Bauwerke von der einstigen Macht zu sprechen beginnen. Natürlich sei ein neues Nationalbewußtsein nicht dadurch allein zu erwecken. Aber wenn nach einer langen Periode des Niederganges der Sinn für nationale Größe erneut entzündet würde, dann seien jene Denkmäler der Vorfahren die eindrücklichsten Mahner. Modern konstruierte Bauwerke waren zweifellos

weniger geeignet, die von Hitler verlangte ‚Traditionsbrücke' zu künftigen Generationen zu bilden: Die Verwendung besonderer Materialien sowie die Berücksichtigung besonderer statischer Überlegungen sollte Bauten ermöglichen, die im Verfallszustand, nach Hunderten oder (so rechneten wir) Tausenden von Jahren etwa den römischen Vorbildern gleichen würden."

Dortmunds Innenstadt war zu 90 Prozent zerstört worden, es hatte nichts gegeben, wodurch sich ein Deutscher an nationale Größe hätte erinnern können, und da beschloss man also die Sache sein zu lassen, baute Karstadt, baute Kaufhof, das Gesundheitshaus und das Haus der Bibliotheken. Letztere sahen spitze aus und wurden deshalb 1993 beziehungsweise 95 unter Denkmalschutz gestellt, was die Stadt, wie gesagt, nicht davon abhielt, die Bibliothek schon ein Jahr später kontrolliert zu sprengen, um – zuallererst! – die lieben Alten zu schonen, die sich noch erinnern konnte an nicht angekündigte Explosionen und endlich dort, wo Bücher die Bürger beim Shopping behindert hatten, ein Wehrsportfachgeschäft zu errichten. Ich hatte mich im Haus der Bibliotheken dank einer Bibliothek für Arbeiterliteratur, die heute wenig fachgerecht und außerhalb der Stadtgrenzen in Altglascontainern aufbewahrt wird, früh radikalisiert. Hartmut Koch und Wolfgang Richter, deren Text über den Abriss so herzzerreißend wie unversöhnlich ist, schreiben:

„Die Architektur des 20. Jahrhunderts – wenn sie sich nicht in postmoderner Beliebigkeit der Baugeschichte als Steinbruch bedient und Disneylandidyllen kreiert – gilt in den Köpfen der Menschen immer noch nicht als schützens- und erhaltenswertes Gut. Vielleicht braucht es erst den Schock der Trümmerlandschaft und eine jahrelange Baulücke im Herzen der Stadt, um den DortmunderInnen klar werden zu lassen, was sie durch die Sprengung des Hauses der Bibliotheken verloren haben."

Noch immer nicht, oder genauer: noch nie. Sep Rufs Kanzlerbungalow in Bonn ist ja das Beste, was überhaupt jemals auf eine deutsche Scholle gesetzt wurde, nur ein Nazi wie Kurt Georg Kiesinger konnte sich nicht darin wohlfühlen. Der ließ die unverputzten Wände des Bungalows, den Ruf auf Wunsch des voll okayen Vorgängers Ludwig Erhard entworfen hatte, mit Seidentüchern überspannen. Der Bungalow war so mickerig, dass Haile Selassie, immerhin selbst als Messias verehrt, ihn für den Verschlag eines Hausmeisters hielt.

Und der Tisch ist so hässlich. Hören Sie mal, das ist ja fürchterlich.

Es war kein anderer da, Herr Bundeskanzler.

Aber ja, der ist aber absolut, der ist absolut ganz schrecklich.

Der ist arg mickerig.

Mir erscheint der auch arg mickerig.

Ja, aber, der ist ja entsetzlich hässlich. Alles Bundesbauverwaltung.

6 /// ZUERST DIE FÜSSE

Wir sind nach Bug gelaufen. Ich habe Enis das Jesus-Denkmal gezeigt, seine blutigen Füße. Es gibt für diesen Jesus so wenig eine Entschuldigung, wie Barlachs *Klosterschüler* eine war, für Deutsche, die ihren Krieg überlebt hatten. Barlachs Skulptur wirkte auf sie ähnlich wie *Sansibar* auf Andersch – als „Mittel zur Begradigung des Lebenslaufs“. Und so bedankten sie sich beim lieben Gott: 1945 nach prüfungsvoller Zeit. Wir spazieren weiter stadtauswärts. Nah des Nadelwaldes finden wir das Missionsmuseum der Missionsbrüder des heiligen Franziskus. Eine Schautafel erklärt: Der Tanz dient dem Tourismus. Wir sehen: Einen mit Wasserfarben gemalten Pfau und einen Baby-Jesus aus Paraguay, an dem noch der Barcode klebt. Als wir vor einem Schrumpfkopf stehen, unterbindet Enis das richtig schlechte Gefühl, indem sie Bulgakows *Hündisches Herz* zusammenfasst:

„[*Hündisches Herz* ist] eine brillant verfaßte Phantasie über eine ungewöhnliche Operation, bei der einem gutmütigen Straßenköter die Hypophyse eines Säufers eingepflanzt wird, was zur Geburt eines grauenvollen proletarischen Menschen führte. Dieser Sowjetmensch vertreibt sich die Zeit mit Diebstahl und Saufereien, wobei er wunderliches Kauderwelsch aus Vulgarismen und Parteijargon von sich gibt. Am allerliebsten aber jagt er Katzen.“

Zurück im Neubau entscheide ich mich für *Die verfluchten Eier*, laut Enis ein Science-Fiction-Alp im Stil von H. G. Wells, in der nicht zu knapp gekreuzigt werde – und tatsächlich, nur zwölf Seiten muss ich warten, bis Bulgakow schreibt:

„Dort, auf dem Glastisch, halb erdrosselt, halb vor Angst und Schmerzen erstarrt, auf einem Stativ aus Kork gekreuzigt, hing ein Frosch, und seine glimmrig durchschimmernden Innereien waren aus dem blutigen Bauch unter das Mikroskop gespannt.“

Und sofort muss ich an Kippenbergers Skulptur *Zuerst die Füße* denken, die ja ein ans Kreuz geschlagener Frosch ist. *Die verfluchten Eier* noch in den Händen flitze ich die Wendeltreppe hoch und erzähle Enis, dass mir *Zuerst die Füße* mit acht oder neun das erste richtig schlechte Gefühl genommen habe, welches ja – sie kenne die Geschichte – ausgelöst worden sei von kannibalistischen Phantasien, Erstkommunion und Erbrochenem; *Zuerst die Füße*, meine Lieblingsskulptur, die in Bozen, wo sie in zweifacher Hinsicht gehangen habe, so unbeliebt gewesen sei, dass die Band Freiwild ihretwegen sogar einen Abzählreim verfasst habe: „Dö Kunst isch nix für unser Land, sie soll dorthin, von wo sie stammt.“

7 /// DAS RICHTIG SCHLECHTES GEFÜHL

Wissen Sie, ich hatte –

Wissen Sie, also mich

mich überkam so ein richtig schlechtes Gefühl auch kurz nach Sylvester

im Januar 2019

das heisst, nicht dass ich nicht

nicht dass ich nicht auch schon zuvor ein richtig schlechtes Gefühl gehabt hätte

wie gesagt

jeder Mensch kennt das ja

glaube ich

so ein richtig schlechtes Gefühl.

//

Ich zum Beispiel erinnere mich an einen von opakem Licht gefluteten Frühlingstag.

Acht- oder neunjährig sehe ich meiner Mutter dabei zu

wie sie ein Gericht mit französischen Kräutern würzt

Estragon, Thymian, Salz etc. pp.

doch plötzlich

urplötzlich drückt sie

meine Mutter drückt mir eine rote Paprikaschote in die Hand

mir, der ich rohe rote Paprika gar nicht mag

grüne, ja

gelbe, gut, ok.

Rote? Ganz entsetzlich finde ich die!

Meine Mutter sagt ihr Mantra auf.

Sie sagt:
Jede Paprika ist anders, aber jede Paprika ist gut.

Sie sagt:
Du kannst dir nicht immer die Rosinen herauspicken.

Und ich

ich denke

das ist doch Unsinn!

Was haben denn Rosinen mit Paprika zu tun!

Rosinen, Sultaninen, Korinthen?

Die pulte ich doch jeden Morgen aus dem Müsli

die waren mir zu trocken

die fühlten sich so komisch an in meinem Mund.

Heute denke ich

ich denke, dass wir nicht

dass meine Mutter und ich –

Wir sprachen einfach nicht die selbe Sprache!

Ich verstand ja nichts, ich war doch erst acht oder neun!

Was ihr wohl –

Meiner Mutter war das egal.

Sie sagte:
Mach keine Fisimatenten.

Sie sagte:
Überleg Dir was zum Beichten.

Sie sagte:
Übermorgen ist Erstkommunion.

Sie sagte, sie habe ein Ratatouille zu kochen.

Kusch kusch, sagte sie noch, ab nach draußen mit dir.

/

Und als ich dann aus der Küche hinaustrat in diesen unverschämt milchigen März

oder altruistischen April

und auf den Rhododendron zusteuerte

der sich außerhalb des Blickfelds meiner Mutter befand

um die rohe rote Paprika unterhalb seiner Knospen zu begraben

da überkam mich zum wirklich ersten Mal ein richtig schlechtes Gefühl

ich fühlte ein –

ein das ganze Universum –

das in diesem Fall unser Vorgarten war

– fühlte ein unfassbares

mein Universum inhalierendes Loch

in der Brust und im Boden die rohe rote Paprika

wie sie sich bereits zu zersetzen begann

Bakterien belagerten die Schale

der Fruchtkörper fiel

die Samen aber blieben ungerührt

bald keimten sie aus

die rohe rote Paprika war nicht verschwunden

sie war sich selbst zum Nährstoff geworden

sie kam zurück in Form vier fetter Schoten.

//

Entschuldigen Sie, darum geht es

es geht hier gar nicht –

das war ja etwas ganz anderes

was ich eigentlich erzählen –

was mir gerade eingefallen ist

also –

Wissen Sie noch, was Sie am 11. Januar 2019 gemacht haben?

Natürlich nicht.

Ich erinnere mich auch nur, weil ich damals

weil ich im Januar 2019 aus den Ruinen einer römischen Exklave –

aus dem eingezäunten Geröll

das einmal die Stadt Tomis war –

weil ich dort gestanden und auf das Schwarze Meer geblickt habe.

Es war sehr kalt

mein Haar klirrte von Eiszapfen

der Bart glänzte weiß und die Gischt drohte

– so dachte ich damals –

sie drohte jeden Moment zu gefrieren

was ja nichts –

Also das

das ist nichts Ungewöhnliches

das kommt ja zumindest vor

ein zugefrorenes Schwarzes Meer.

/

Ich habe mal gelesen:
Man muss ein Empire von seinen Rändern her denken.

An einen dieser Ränder

der heute auf Rumänisch Constanța heisst

der aber eben noch immer ein solcher ist

ein Rand der EU nämlich

dorthin also hatte Kaiser Augustus den Dichter Ovid verbannt

carmen et error:
Ohne Umhüllung steht

Die Form des Krugs bewahrend

Der Wein da

Und man trinkt den Puren nicht schluckweise

Sondern nachdem er in Brocken dargereicht wurde.

Verstehen Sie?

Der Wein war gefroren

und Ovids Glück dahin.

Die Kälte –

Die Dinge, sie können

die können sich –

Sie verändern ihre Namen

ihre Aggregatzustände sind nichts

sind nur selten nicht reversibel.

/

Als mir kalt wurde in Constanța

am 11. Januar

während Rumänien die EU-Ratspräsidentschaft übernahm

und ich an Ovid dachte und an den achtjährigen Jesus

an Ovid, Jesus und die Metamorphosen,

an Europa, die phönizische Königstochter

und an Jupiter

der sich in einen Stier verwandelt

um Europa mit Gewalt zu besitzen:

Sie ängstigt sich und blickt

die Entführte

Zum Strand zurück, den sie verlassen hat

da fiel mir also –

da musste ich –

da dachte ich an den ersten 5-DM-Schein

entworfen und gedruckt in der alten Bundesrepublik

die damals

– 1948 –

noch jung war

ein drei Jahre altes

von Verbrechern umsorgtes Baby –

Ich dachte also an diesen allerersten 5-DM-Schein

dessen Vorderseite eine entblößte Sagengestalt zeigt:

Europa, die unserem Kontinent seinen Namen gibt

und daran, dass er, der Geldschein

der Europa ohne BH abbildet

zu viel war für die Bausparer in spe

und sie schimpfen ließ auf ihre blanke Brust

diesen Anreiz, diese Verheißung –

Europas Nacktheit inmitten aller Trümmer: Ein Skandal.

//

In die Vergangenheit tritt man ein

ohne sie zu durchdringen und ohne

ohne von ihr durchdrungen zu werden

sie ist –

Man tritt in die Vergangenheit ein

wie in eine feuchtkalte Luftsäule

die an einem Juliabend plötzlich in der Dämmerung steht.

Die Struktur der Zeit ist porös, löchrig

sie ist –

Sie scheint mir zu allen Seiten hin offen

und das, was wir aus ihr fischen

aus ihren Strukturen

die sich im dunklen Wasser der Geschichte abzeichnen

durchkreuzt jede Linearität

es liegt an uns, diesen Fang zu sortieren

ihn öffentlich zu machen

es liegt an uns, die Geschichten parallel zu erzählen

sie mit –

Sie miteinander zu synchronisieren.

//

Wissen Sie, als ich zurückkam

aus meinem Urlaub in Rumänien

da kaufte ich mir einen 5-Mark-Schein

ich klemmte ihn –

Im Büro hängte ich den Schein

auf dem Europa so lieb lächelt

über den Tisch, damit ich ihn sah

wenn ich von der Arbeit aufblickte.

8 /// NIKOLAJ BULGAKOWS POSTKARTE VOM 13. APRIL 1925

„Christus ist auferstanden, mein lieber Mischa! Glück und Gesundheit wünsche ich Dir!

Die Postkarte zeigt das Institut für Allgemeine Experimentelle Pathologie und Pharmakologie, wo ich zur Zeit arbeite und wohne.“